

KRISTINA STEFFAN | Ach du Liebesglück

Zum Buch

Lilly hat alle Hände voll zu tun: Bald empfängt sie die ersten Feriengäste auf ihrem Bauernhof am Meer, und nebenbei versorgt sie ihren Sohn, die Tiere und jobbt in der Bäckerei. Da passt es ihr gar nicht, dass sich unerwartet ein Hausgast bei ihr einquartiert: ein Landstreicher, der verletzt im Dorf auftaucht und dringend eine Unterkunft braucht. Doch zu Lillys Überraschung gestaltet sich das Zusammenleben mit Gerome ganz anders als gedacht – und seine blauen Augen gehen ihr schon bald nicht mehr aus dem Kopf ...

Zur Autorin

Kristina Steffan lebt und arbeitet in Norddeutschland, weshalb das Meer in ihren Büchern oft eine wichtige Rolle spielt. *Ach du Liebesglück* ist nach *Nicht die Bohne!* und *Land in Sicht* ihr dritter Roman im Diana Verlag. Sie veröffentlicht auch unter dem Namen Kristina Günak.

KRISTINA STEFFAN

Ach du Liebesglück

ROMAN

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Originalausgabe 07/2015

Copyright © 2015 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Dr. Katja Bendels

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © plainpicture|Lubitz+Dorner, shutterstock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35860-7

www.diana-verlag.de

Prolog

Bist du glücklich?«, fragt Magdalena mich verschwörerisch und hebt ihre drei Brauenhaare über dem linken Auge. Weil da fast keine Haare mehr sind, hat sie sich die Augenbraue mit einem Kajalstift nachgezogen, was ziemlich künstlich aussieht. Ob das Absicht war? Oder ein Zufunfall?

Egal. Ich habe jetzt keine Zeit, mir über diese Nebensächlichkeiten Gedanken zu machen. Wir nähern uns nämlich dem Höhepunkt einer intensiven Frauenunterhaltung. Kindererziehung haben wir abgehandelt (sie findet meinen Sohn, freundlich ausgedrückt, ein wenig sonderbar), berufliche Perspektiven haben wir auch durch (sie hat viele, ich habe keine), nun kommen wir also an die Basis, sozusagen zum Ziel der menschlichen Existenz: dem Glücklichsein.

»Klar«, sage ich und grinse. Zumindest versuche ich es und hebe dabei auch eine Augenbraue, die ich allerdings im *natural look* trage.

»Wünschst du dir denn nicht einen Mann?« Magdalena mustert mich, und ich erinnere mich daran, warum ich vor einiger Zeit eigentlich beschlossen hatte, mich nicht mehr mit ihr zum Kaffee zu verabreden. In Magdalenas Leben ist alles perfekt. Sie hat einen Mann, Kinder, die sich jeden Morgen freuen, in die Schule gehen zu dürfen, um dort neue Maßstäbe in Lerneifrigkeit zu setzen, und einen aufs

Wort hörenden Golden Retriever mit einem Stammbaum, der bis in die Kreidezeit zurückreicht. Und sie hat sogar einen Namen, der für eine erwachsene Frau geeignet ist. Im Gegensatz zu mir. Ich heiße Lilly, was definitiv kein angemessener Name ist, wenn man die Dreißig überschritten hat.

Magdalena, die immer noch auf meine Antwort wartet, zieht mitleidig eine Schnute. Für sie ist ein Mann eine der Grundvoraussetzungen zum Glücklichein. Ich hatte auch mal einen Mann. Aber der ist abgehauen. In der Nacht, in der ich Tom zur Welt gebracht habe. Statt während der Presswehen meine Hand zu halten, zog er es vor, zu einer wichtigen Erkenntnis zu gelangen und vor der großen Verantwortung, die sich gerade den Weg in unser Leben bahnte, zu fliehen.

Und während ich Tom zur Welt brachte, ist meine Mutter gestorben. Kaum zu glauben, was so alles in einer Nacht passieren kann. Eine Nacht hat ja durchschnittlich auch nur zwölf Stunden. Andere Menschen teilen sich solche Schicksalsschläge auf zwanzig Jahre auf, damit man die Zeit hat, das alles zu verarbeiten. Ich nicht.

Und jetzt bin ich 35 Jahre alt, alleinerziehend, männerlos, Halbwaise und lebe mit meinem Vater, unserem Untermieter Dr. Ezer, vierzehn Hühnern und einem böartigen Ganter samt Harem auf einem kleinen Bauernhof in Schleswig-Holstein.

»Das wird schon!« Magdalena tätschelt mir mitleidig die Hand. Offenbar hat sie mein nachdenkliches Schweigen völlig falsch interpretiert. »Jetzt muss ich aber los. Helmut vom Fußball abholen. Und Irmgard hat heute Ballett.

Immer was zu tun, nicht?« Sie grinst mich an und bringt damit ihre ordentlichen Augenbrauen erneut in Unordnung.

»Komm, Charlaine!« Charlaine, ihr Golden Retriever, erhebt sich und wirft dabei noch einen schnellen Blick in die Runde. Sie hofft wohl Holly, meinen spanischen StraÙenhund, zu entdecken, um ihn zu fressen.

Magdalena küsst die Luft neben meinen Wangen, drückt mir noch einmal mitfühlend die Hand und geht.

Keine zwei Sekunden später erscheint Holly am obersten Treppenabsatz und guckt zu mir runter. Holly ist groß und schwarz. Er sieht aus wie ein blutrünstiger Wachhund, hat aber die Seele eines verschreckten Katzenbabys, weswegen er sich unter meinem Bett verkriecht, wenn Charlaine bei uns zu Besuch ist.

»Wir können das normale Leben wieder aufnehmen. Sie sind weg.«

Ich glaube, meinen Hund erleichtert durchatmen zu hören, dann steigt er langsam die Treppen hinunter. Vielleicht sollte ich mich das nächste Mal einfach mit ihm unterm Bett verkriechen, wenn Magdalena mich mit ihrer Anwesenheit beehren möchte.

Holly setzt sich neben mich und blickt zu mir hoch. »Was heißt denn schon glücklich? So eine blöde Frage.« Ich kraule ihn sanft unter seinem struppigen Kinn. Doch Magdalenas Frage geht mir nicht mehr aus dem Kopf.

1

LILLY!«
»Ich kann jetzt nicht!« Vergeblich versuche ich den Gedanken festzuhalten, den meine Tante Klara mir mit ihrer schrillen Stimme zu entreißen droht.

»LILLY!« Okay, der Panikgrad hat sich schlagartig nach oben geschraubt. Vielleicht sollte ich jetzt doch können? Dann müsste ich allerdings meine Abstellkammer verlassen und käme wieder nicht zum Arbeiten. Seit ich mich entschlossen habe, aus unserem Bauernhof eine Pension zu machen, brauche ich ein Büro. Und da alle freien Räume vermietet werden, befindet sich dieses nun in unserer Abstellkammer.

»Oh heilige Jungfrau Maria!«, kreischt meine Tante aus der Küche. Wenn sie anfängt, Heilige anzurufen, wird es Zeit für mich, ihr zur Hilfe zu eilen. Etwas schwerfällig und von dem vielen Papierkram gebeutelt erhebe ich mich.

Sie steht in der Küche, einen Besen in der Hand und starrt auf einen Punkt über einem Bild meines Vaters aus einer seiner frühen Schaffensphasen. Dunkelblaue Kleckse und ein roter Kreis. Der Punkt direkt darüber passt perfekt in das Arrangement – bis er sich beim Näherkommen als kolossale und offenbar genmanipulierte Winkelspinne entpuppt.

»Warum kreischst du nach mir? Was soll ich jetzt machen, außer mitkreischen?«, frage ich wütend.

»Mach. Sie. Weg!« Klara fuchtelt mit dem Besen herum, ohne jedoch das furchterregende Tier aus den Augen zu lassen. »Hol. Das. Kind!«

Ich seufze und werfe einen Blick auf die Uhr am Backofen. Es ist kurz vor Mitternacht. Das Kind schläft und träumt von Superhelden.

Als Klara »Schnell!« kreischt, sehe ich ein, dass ein akuter Handlungsbedarf besteht. Die Mutanten-Spinne hat sich bewegt. Wenn sie ins Laufen kommt, bricht hier in der Küche der kollektive Wahnsinn aus. Ich drehe mich auf dem Absatz um und laufe die knarrende, platt getretene Treppe ins Obergeschoss hinauf. Leise schlüpfe ich in Toms Schlafzimmer und knie mich neben sein Bett. Ich tue das nicht gerne. Er muss morgen wieder um sechs Uhr aufstehen. Und das nach sechs Wochen Sommerferien. Aber aktuell ist er der Einzige im Haus, der uns retten kann. Und auch die Spinne.

»Süßer«, flüstere ich eindringlich in sein Ohr und vergrabe meine Nase in sein nach Schlaf duftendes Gesicht. »Du musst uns retten.«

»Gnraf«, murmelt mein Sohn, wohl noch im Kampf mit Darth, Spiderman und Shrek. Ich probiere es anders.

»Hoch mit dir. Rette die Spinne, bevor deine Tante sie platt haut!« Das wirkt.

»Tiermörder«, brummt mein Sohn, klettert aber im nächsten Moment aus dem Bett und sprintet die Treppe hinunter, wobei er gazellengleich den knarrenden Stufen ausweicht, indem er sie elegant überspringt. Ich poltere so leise wie möglich hinterher.

Meine Tante steht mittlerweile auf einem Stuhl, und

Holly bellt aus seinem sicheren Versteck unter dem Couchtisch wie ein Wahnsinniger die Spinne an. Mein Kind kennt das alles schon und würdigt uns keines Blickes. Stattdessen kramt er im überfüllten Papiermüll und zerrt ein Stück Pappe hervor. Dann greift er sich aus dem offenen Regal ein Glas und fängt hochprofessionell und konzentriert das an der Wand klebende Tier ein. Wie immer wird mir ganz komisch in der Magengegend, als ich ihm die alte Terrassentür öffne, damit er das Objekt meiner schlaflosen Nächte in die Freiheit entlassen kann. Wenn es nur nach mir ginge, wäre ich ja für schlichtes Tothauen, denn sie kommen immer wieder. Aber seitdem mein Sohn mir voller Ernst erklärt hat, dass ich dann eine Mörderin wäre, sehe ich von dieser Entsorgungsart ab. Zumindest wenn Tom in der Nähe ist.

»Nacht«, sagt das Kind und geht wieder ins Bett.

»Morgen reise ich ab. Hier werde ich ja noch verrückt«, sagt meine Tante und klettert vom Stuhl.

Ich gehe zurück in den Abstellraum, wo die Zahlen auf mich warten. Ich kann nicht mit Zahlen. Was ziemlich unpraktisch ist, weil meine Sippe aus meinem Vater, seines Zeichens Künstler, meinem Sohn, sieben, Rechenfähigkeiten erst bis zehn, und einem Hund besteht, und wenigstens einer von uns rechnen können sollte. Nun, ich bin das wohl auch nicht. Aber dass unsere Einkommenseite zurzeit stark unterentwickelt ist, verstehe sogar ich. Genau deswegen ist es so wichtig, dass hier bald die ersten Gäste in unserem kleinen Bed and Breakfast auftauchen. Und zahlen. Mit Gästen kenne ich mich aus. Unser Haus ist immer voll mit Gästen, nur leider zahlen die

meistens nicht, weil die zur Familie gehören. Das soll sich nun ändern.

Ich beschließe, dass es an der Zeit ist, den Rotwein zu köpfen, den mir meine Chefin letzte Woche feierlich überreicht hat. Ich war wieder mal Mitarbeiterin des Monats, was durchaus witzig ist, ich bin nämlich die einzige Mitarbeiterin in der kleinen Bäckerei. Ich glaube, Marijke nutzt diese Auszeichnung, um mir alkoholische Sachspenden zukommen zu lassen.

Ich laufe in die Küche, um den Wein zu entkorken. Genüsslich schnuppere ich kurz an der Flasche. Ein Château Latour. Meine Chefin hat einen guten Geschmack, nicht umsonst schicken wir ihre Brote mittlerweile per Post durch ganz Deutschland. Ich nehme mir eines der sündhaft teuren Weingläser, die noch aus meiner Zeit in Hamburg stammen, und fülle es. Immerhin habe ich es heute geschafft, eine Überschrift auf meiner neuen Homepage zu installieren. Und sie sitzt sogar an der Stelle, an der sie sitzen soll. Und sie springt auch nicht wie wild auf und ab (das hat sie drei Tage vorher gemacht). Gut, die Überschrift »Lillys Pension« ist neongelb und passt nicht wirklich in das von mir angedachte Farbkonzept, aber ich bin mir sicher, auch dieses Problem irgendwann in den Griff zu bekommen. Allerdings fehlen mir immer noch die passenden Worte, um mein Vorhaben in blumigen Worten zu beschreiben, ganz viele Gäste anzulocken und ganz viel Geld zu verdienen. Leider beschränkt sich mein kreativer Output bisher auf die Worte »Lillys Pension«. Seufzend nehme ich noch einen Schluck Wein. Die Idee, ein kleines Bed and Breakfast zu eröffnen, stammt von meiner Mutter. Leider ist sie

nicht mehr dazu gekommen, sich ihren großen Wunsch zu erfüllen. Deswegen habe ich mich Anfang des Jahres durch den gesamten bürokratischen Papiermist gearbeitet. Sehr viel mehr war nicht nötig, denn meine Mutter hatte schon vor sieben Jahren den ehemaligen Schweinestall umgebaut. Ich musste die fast fertigen Wohnungen nur noch streichen. Und Möbel kaufen. Die jetzt in der Scheune herumstehen und darauf warten, dass jemand sie aufbaut.

Da mir absolut keine weiteren passenden Worte für die Homepage einfallen wollen, klicke ich in meinen Mail-Account und versuche mich hier abzulenken. Das klappt meistens ganz gut. Heute möchte mir ein freundlicher Herr ein Stärkungsmittel für meinen Penis verkaufen. Spannend. Ich klicke die nächste Mail an und verschlucke mich spontan an meinem Rotwein.

Hastig überfliege ich den Inhalt und trinke danach den Rest des Weins auf ex. Wir haben eine Buchung. Die erste Buchung überhaupt. In vier Wochen kommen unsere ersten Gäste. Jetzt wird es ernst!

2

Heute ist der erste Schultag nach den Sommerferien. Ich habe keine Ahnung, wo diese verdammten sechs Wochen abgeblieben sind. Eigentlich hätte das Bed and Breakfast schon längst eröffnet sein sollen, um die Ferienzeit zu nutzen. Aber ständig kommt mir etwas dazwischen. Meistens das Leben oder meine Familie. Oft beide.

»Schneller!«, brülle ich durch den Hausflur und wirble dabei so viel Staub auf, dass ich husten muss. Hier müsste dringend mal wieder jemand putzen.

»Jaaha«, kommt es aus dem Obergeschoss zurück.

»Jaaha«, ist das Echo auf all meine mütterlichen Aufforderungen, Dinge zu tun oder zu lassen.

»Jaaha« ist die standardisierte Antwort meines Kindes auf einfach alles.

»Yannick ist in einer Minute da!«, brülle ich, ernte aber nur ein erneutes »Jaaha«, während ein etwas verstört dreinblickender Hund um die Ecke linst. Aber Toms Schulfreund dürfte wirklich jeden Moment die Glocke läuten, womit der Bus in exakt zwölf Minuten fährt. Yannick ist dank seiner zwanghaften Mutter so pünktlich wie die Schweizer Bahn. Ich stopfe Toms Frühstücksbrot und die Trinkflasche in seinen Ranzen und warte. Außer dass Yannick die Glocke am Hoftor läutet, passiert nichts.

»Yannick ist da!«, rufe ich, und endlich schlendert mein Kind die Treppe hinunter, in senffarbener Hose, grellgrüner Kapuzenjacke und schrillblauen Schuhen. Habe ich ihm alles gekauft, ich wusste nur nicht, dass man es auf diese Weise kombinieren kann.

»Argh«, sage ich. »Du siehst aus wie ein Papagei.« Tom zuckt nur entspannt die Achseln. Vor genau drei Wochen hat er den Kampf um die morgendliche Klamottenauswahl gewonnen. Vorbei die Zeiten, in denen er geschmacklich einwandfrei gekleidet zur Schule ging. Seitdem wird es jeden Tag bunter. Ich werde die nächste Klamottengröße einfach in einheitlichen Farben besorgen, damit niemandem mehr die Augen wehtun, wenn er mein Kind zu Gesicht bekommt. Es läutet erneut.

»Tschüs, Mama!« Mein Sohn küsst mich, schultert seinen Ranzen, gibt sich noch ein paar Sekunden der gewissenhaften Auswahl eines geeigneten Schirms hin und sprintet dann aus der Tür. Es regnet nicht. Um genau zu sein, scheint die Sonne aus allen Knopflöchern. Dennoch verlässt niemand außer mir und Magdalena dieses Haus ohne einen Schirm in der Hand. Ich trete an die offene Haustür und sehe, wie mein Sohn den Schirm ruckartig aufreißt und ihn gekonnt in der Hand drehend dem bösen Ganter vor den Schnabel hält, während er zum Hoftor eilt. Günther, der grantige Ganter, verfolgt ihn laut zischend. Wie jeden, der den Hof betritt und von Günther als unautorisiert angesehen wird. Günther ist ein Kampfganter, der seine Gänse und mich bis aufs Blut verteidigen würde. Offenbar hält er mich für ein Mitglied seines Harems. Oder er ist klug genug und hat begriffen, dass ich

ihm täglich sein Futter bringe. Und vor Magdalena hat er einfach Angst. Wie vermutlich alle Lebewesen auf diesem Planeten.

Ich eile in die Küche und schlage ein paar Eier in die Pfanne. Der Kaffee gurgelt schon in die Kanne, und drei Minuten später höre ich Günthers empörtes Geschnatter und die Türklingel. Nur wenige Menschen schaffen es bis zu unserer Haustür. Alle anderen läuten die Glocke am Hoftor. Aber auch unser Mieter, Dr. Ewald Ezer, ist nach zwei Jahren dauerhaften Aufenthalts auf dem Hof in der Lage, den Ganter mit seinem lilafarbenen Regenschirm in XXL in Schach zu halten.

»Guten Morgen«, verkündet er frohen Mutes, als ich ihm öffne, aber sofort zurück in die Küche laufe, um die Eier zu beaufsichtigen. Dr. Ewald, wie Tom ihn nennt, gießt sich einen Kaffee ein und setzt sich zu mir an den Küchentresen neben dem alten Herd.

»Ein schöner Tag heute. Aber die männliche Gans braucht eine Verhaltenstherapie.« Ich lächle verbindlich. Das ist ein bisschen wie in *Täglich grüßt das Murmeltier*. Dr. Ewald findet jeden Tag eigentlich sehr schön und erkennt jeden Morgen aufs Neue, wie gestört Günther ist. Ich teile die Eier schwesterlich zwischen meinem Mieter, der als Einziger hier zurzeit Geld in die Kassen spült, und mir auf und setze mich zu ihm.

»Haben Sie heute etwas Schönes vor?«, frage ich ein wenig zynisch. Meine Anspannung wegen unserer momentanen finanziellen Lage muss sich wohl durch eine kleine Bösartigkeit Luft machen. Dr. Ewald ist Sanierer. Er saniert Unternehmen, was meistens mit der Entlassung

fast aller Mitarbeiter einhergeht. Diese Mitarbeiter finden das aus gegebenem Anlass nicht sonderlich witzig. Deshalb bangt Dr. Ewald regelmäßig um sein Leben, und auch abgesehen davon gibt sein Berufsbild wirklich schöne Situationen einfach nicht her. Dr. Ewald strafft die Schultern in seinem schwarzen Anzug und bekommt einen bitteren Zug um sein blank rasiertes Kinn.

»Heute werde ich der Belegschaft erklären, dass wir Stellen abbauen müssen.« Es ist bereits das zweite größere Unternehmen hier in der Region, dem er durch einen stringenten Sparkurs das Leben zu retten versucht. Ich glaube, er macht seinen Job nicht so gerne. Ich glaube, er ist eigentlich jemand, der den lieben langen Tag Blumen verschenken und alten Damen über die Straße helfen möchte. Stattdessen kämpft er dafür, wenigstens ein paar Jobs zu retten. Leider nicht immer erfolgreich. Ich seufze tief. Das Leben ist kein Ponyhof.

»Mein Waschbecken ist schon wieder verstopft«, sagt er im nächsten Moment und legt damit einen Themenwechsel hin, wie ich es nicht besser hätte machen können. »Und mein Türschloss klemmt auch schon wieder.« Er beugt sich vertraulich nach vorne. »Ob Sie da noch einmal schauen können? Ich bin doch ein wenig besorgt, wenn die sicherheitsrelevanten Elemente nicht richtig funktionieren.« Er ist immer besorgt und handwerklich ungefähr so begabt wie unsere Biomülltonne.

»Klar. Ich kümmerge mich drum«, sage ich und fühle mich auf einmal völlig erschöpft.

»Wissen Sie, Sie können mit diesem ...«, hilfesuchend zieht er die Achseln hoch, »... Ding ...«

»Pümpel«, helfe ich ihm schwach mit dem richtigen Wort aus.

»Genau! Dem Pümpel wesentlich besser umgehen als ich.« Ja, der Pümpel und ich sind gute Freunde. Weil auf diesem Hof grundsätzlich irgendetwas verstopft ist und freigepümpelt werden muss. Meine Freundschaft mit diesem Gerät basiert also auf einer reinen Notwendigkeit.

»Ich danke Ihnen für das wunderbare Frühstück.« Er legt das Besteck beiseite und erhebt sich. Das Frühstück bezahlt er. Es ist im Mietpreis einkalkuliert. Dennoch dankt er mir immer äußerst galant, und er ist auch der einzige Mann, der mir hin und wieder Blumen mitbringt. Darüber freue ich mich jedes Mal, weshalb ich mir bei der Frühstückszubereitung auch besondere Mühe gebe. Zufrieden betrachte ich die alte, wunderschöne Zuckerdose auf dem Tisch, die alten Teller mit Goldrand und die kleine Blume in einer Vase neben Dr. Ewalds Platz.

Ja, Frühstück kann ich gut. Und bald werde ich zu einer hauptberuflichen Frühstücksmacherin. Mein schönes altes Geschirr wird allerdings nicht reichen, wenn einmal beide Gästezimmer belegt sind. Und auf einmal fällt mir auch ein, dass die ersten Pensionsgäste mit Kind anreisen. Brauchen wir einen Kinderstuhl?

»Frau Pfeffer?« Ich blicke auf. Dr. Ewald sieht mich besorgt an. »Sie sind ein wenig abwesend heute Morgen.« Ich versuche mich an einem schiefen Grinsen, und er wendet sich zum Gehen, hält aber kurz inne. »Wäre es schlimm, wenn ich Günther beim Herausfahren aus der Scheune überfahre?« Ich hebe resigniert die Augenbraue. Wenn er nicht gerade besorgt ist, versucht er mich mit seinem

sonderbaren Humor zu erfreuen. Vielleicht ist das auch gar kein Humor, und er meint solche Dinge wirklich ernst?

»Er greift in letzter Zeit immer mein Auto an. Ich habe große Sorge, dass er bei diesem eifrigen Versuch mal unter die Räder gerät. Vielleicht sollten Sie ihn doch einsperren.«

»Ich denke darüber nach«, sage ich. Das ist mein Standardsatz zu allem, was nicht in die Realität umgesetzt werden kann, aber von meinem Umfeld als Optimierungspotenzial angesehen wird. Würde Herr Dr. Ewald seinen Luxusschlitten an der Straße parken, bestünde keine akute Lebensgefahr für Günther. Da mein Mieter aber unter leichtem bis mittelschwerem Verfolgungswahn leidet, quetscht er sein übergroßes Auto immer ganz dicht neben meine alte Klapperkiste in der Scheune.

Günther kann nicht eingesperrt werden, da er dann vor lauter Frust anfängt, sich selbst zu rupfen. Das will ich nicht. Es mag unglaublich erscheinen, aber Günther ist mein Freund. Davon habe ich zurzeit nicht so viele. Ich muss pfleglich mit ihm umgehen. Und eine Lösung finden. Spätestens wenn die Pension eröffnet, kann er nämlich nicht mehr frei herumlaufen. Dr. Ewald zieht in seine persönliche Schlacht, und mein Vater kommt die Treppe hinuntergewankt.

»Oh!«, ruft er aus, als er mich erblickt, die ich immer noch vor den Eiern herumhocke.

»Bist du denn gar nicht arbeiten?«

»Heute ist Montag. Du erinnerst dich, dass ich montags immer erst um zwölf anfangen zu arbeiten?«

»Ja, natürlich!«, ruft er aus, und ich erkenne glasklar:

Weder weiß er, dass Montag ist, noch dass ich montags immer ab mittags arbeite.

»Schatz, ich habe nachgedacht.« Mit einem Plumps lässt er sich auf den freien Stuhl neben mir fallen. Er hat grüne Farbe im Gesicht, die dort sicherlich schon seit gestern klebt. Es ist halb acht. Er malt nie vor zehn, was daran liegt, dass er üblicherweise bis halb elf schläft. Warum er heute so früh auf ist, ist mir schleierhaft. »Ich habe nachgedacht«, wiederholt er, wohl auf eine freudige Regung meinerseits wartend. Dabei will ich gar nicht wissen, was dabei herausgekommen ist. Das letzte Mal, als er nachgedacht hat, wollte er sich von nicht vorhandenem Geld eine Harley Davidson kaufen und damit eine Benefiztour entlang der Nordseeküste unternehmen.

»Lilly? Kannst du mich hören?« Er wedelt mit einer Hand vor meinem Gesicht herum. »Mein Gehirn ist vor lauter Nachdenken ganz ausgeleiert, und du ignorierst mich.«

Ich muss grinsen. Ich kann nicht anders. Mein Vater ist ein eigenartiger Mensch, aber er bringt mich immer wieder zum Lachen. »Dann erstatte doch bitte Bericht über deine Nachdenktätigkeit.«

Er räuspert sich, strafft die Schultern und atmet tief durch. »Du kannst den Wust verkaufen.« Den Wust. Nicht die Blauen, nicht die Roten, nein, den Wust.

»Hm«, gebe ich ein hoffentlich unverbindliches Geräusch von mir.

»Aber nur den! Dass das klar ist!« Sein Zeigefinger schießt einmal drohend durch die Luft.

»Glasklar«, murmle ich und trinke beherzt einen Schluck Kaffee.

»Wir brauchen ja Geld, bis die Pension läuft.« Mein Vater schenkt sich ebenfalls einen Becher Kaffee ein und setzt sich hochzufrieden wieder zu mir. »Wie wirst du das machen?«, fragt er.

»Ich weiß es noch nicht genau«, antworte ich wahrheitsgemäß. Ich habe nicht mal den Hauch einer Ahnung, wie ich den Wust an den Mann bringen soll. Es handelt sich nämlich um ein großformatiges Bild in den freundlichen Farben Grau, Schwarz und Schlamm mit vielen wüsten Strichen. Es ist ein sonderbares Bild, und ich könnte jeden verstehen, bei dem der Anblick Angstzustände auslöst.

Aber der freudige Blick meines Vaters, der in inniger Zuneigung auf mir ruht, lässt mich ihn nur freundlich anlächeln. Ich habe keine Ahnung, wie ich dieses Bild verkaufen soll. Mir fällt noch nicht einmal jemand ein, dem ich es schenken könnte. Aber mein Vater ist von dem tiefen Glauben beseelt, dass ich, Lilly Pfeffer, schon weiß, was zu tun ist. Grundsätzlich und immer.

»So, mein Muckelchen! Dann werde ich mal weiterarbeiten.« Er erhebt sich flink und stellt seinen leeren Kaffeebecher in die Spüle. Ich linse auf die Uhr. »Ich auch«, sage ich und erhebe mich ebenfalls. Schon wieder ist der Vormittag fast vorbeigeflogen. Dabei muss ich noch die Hühner und Gänse füttern, mit dem Hund laufen und eine Betriebshaftpflicht abschließen.

»Grüß doch bitte die Frau Bäckerin ganz herzlich von mir«, sagt mein Vater im Hinausgehen.

»Mach ich nur, wenn du nicht vergisst, dass dein Enkel heute um halb eins aus der Schule kommt und ein Käsebrod braucht!«

»Oh! Das habe ich ganz vergessen.« Er dreht sich noch einmal um, aber beim Gedanken an sein Enkelkind hellt sich seine Miene auf. »Geht klar. Und deine Tante ist ja auch noch da.«

Ich bahne mir den Weg durch die vielen Regenschirme in der Diele und laufe auf den Hof. Günther kommt mir mit stolzgeschwellter Brust entgegengewatschelt. Er glaubt vermutlich, dass er den Hof und seinen Harem, zu dem ja auch ich zähle, heute bereits vor entsetzlichen Gefahren bewahrt hat. Er neigt zum Größenwahn, ist aber durchaus charmant dabei. Holly mit seinen vierzig Kilo Kampfgewicht versteckt sich derweil hinter meinen Beinen.

Ich füttere die Gänse und die Hühner, die sich freuen, mich endlich zu sehen, drehe mit Holly eine Runde durch die Feldmark, erfreue mich an den goldgelben Ähren auf den Feldern und mache mich dann bäckereifein. Und dann bin ich auch schon fast zu spät dran und rase durch unseren kleinen Ort zur Bäckerei »Alte Backstube«.

»Lilly!«, begrüßt mich Marijke mit verkniffener Miene hinter der Theke, vor der sich die Kunden in Zweierreihen verknotet haben. Offensichtlich nötigt ihr gerade eine Kundin eine Diskussion über die unglaubliche Tatsache, dass unser Apfelkuchen ausverkauft ist, auf. »Tut mir wirklich leid. Wir hatten sieben Stück. Die sind alle verkauft. Nehmen Sie Kirsche. Ist auch lecker.« Die Kundin ist aber nicht überzeugt und blockiert den gesamten Fortgang der weiteren Bestellvorgänge. Dementsprechend ungehalten sind die restlichen Kunden, die kurz vor dem Aufstand stehen. Es wird gestöhnt und gemurmelt. Ich flitze hinter die Theke, wasche mir die Hände und platziere ein

extrem freundliches Lächeln in meinem Gesicht, betoniere es fest und stelle mich der nächsten Herausforderung des Tages.

3

Alle irre.« Ich nicke matt und kaue an meinem trockenen Vollkornbrötchen. Dem letzten. Wir sind ausgeräubert. »Und wenn noch irgendjemand das Wort ›Apfelkuchen‹ oder ›Franzbrötchen‹ in den Mund nimmt, werde ich ihn mit dem Backblech erschlagen.« Wieder nicke ich. Marijke hat recht. Das Problem ist nur, wenn wir nächste Woche die Produktionszahlen von Apfelkuchen und Franzbrötchen erhöhen, wollen die Leute Mohnschnecken und Eierschecken. Wer am Tropf der Touristenströme hängt, kämpft mit einer völlig unkalkulierbaren Nachfrage.

»Lilly.« Marijke guckt plötzlich ganz ernst. »Hast du schon die Zeitung gelesen?«

Das tue ich nie. Dafür habe ich gar keine Zeit. »Herr Holtenhäusers Artikel ist heute drin«, sagt sie und hält mir eine zerknitterte Zeitung entgegen.

Rasch nehme ich sie ihr ab und glätte sie ein wenig.

Brauchen wir das wirklich?, steht dort als Überschrift direkt auf der Titelseite. Darunter ein Bild von mir vor der einladend geöffneten Tür meiner großen Ferienwohnung. Erstens versteht mein Gehirn die Verbindung zwischen der Überschrift und meinem Foto nicht, und zweitens grinse ich ausgesprochen dämlich in die Kamera. Es ist eins von den Fotos, die man normalerweise umgehend

und kommentarlos löscht. Und ganz sicher nicht auf die Titelseite einer Zeitung druckt.

Ich grunze erstaunt und fange an zu lesen.

Das Hobby der gelangweilten Frau? Pensionen eröffnen! Unsere Region wird zunehmend von dilettantisch geführten Cafés und Pensionen geflutet. Nun steht uns eine weitere Eröffnung bevor.

Fassungslos blicke ich von meiner unerfreulichen Lektüre auf. »Ich habe keine Ahnung, wie dieser Journalist nach unserem netten Gespräch auf deinem Hof zu so einem Text kommt«, sagt Marijke schließlich, und ich bin froh, dass sie das sagt. Es war nämlich wirklich ein nettes Gespräch, und ich hatte doch keine Wahrnehmungsstörungen. Oder etwa doch? *Lilly Pfeffer, eine junge Frau aus Schönbühl, einem winzig kleinen Ort in der Nähe von Tönning, möchte sich dieser Massenbewegung anschließen. Eigentlich verkauft sie Brötchen, nun aber möchte sie in das Hotelgewerbe einsteigen. Wer mal sehen will, wo gar nichts los ist, ist in Schönbühl goldrichtig.*

»Was für ein Arschloch!«, sage ich inbrünstig.

»Journalisten sind alles Arschlöcher«, pflichtet Marijke mir bei. »Der hat uns mal eiskalt angelogen. Er war nett, hat sich noch schön einen Kaffee von dir kochen lassen und dich dann in die Pfanne gehauen.«

Nachdenklich beiße ich erneut von meinem Brötchen ab. Es ist nur eine kleine und regionale Zeitung. Meine ersten Gäste werden die sicherlich nicht lesen. Und vermutlich wird der Artikel einschließlich dieses peinlichen

Fotos innerhalb der kommenden Tage vergessen sein. Ich aber werde das nicht vergessen.

»Ich muss nach Hause«, murme ich. Marijke nickt, greift unter den Tresen und zieht eine kleine Tüte hervor. »Ich habe Tom ein Quarkbällchen gerettet.«

Ich will gerade gehen, als mein Handy klingelt. »Möchtest du einen alten Bonzen-Sack aus dem Sand ziehen? Sonst frage ich Manfred.« Meine hochbetagte Nachbarin Annegret. Mit einem Auftrag für mich. Einem glücklichen Umstand ist es geschuldet, dass der kleine Strandabschnitt, der zu unserem Dorf gehört, mit dem Auto befahren werden kann. Was nicht so einfach ist, wie es sich anhört. Deshalb bleiben Touristen gerne mal im Sand stecken. Was dann wiederum eine ausgesprochen lukrative Angelegenheit für alle darstellt, die einen Trecker ihr Eigen nennen. Wie zum Beispiel Annegret. Ihr gehört ein alter, roter Fendt. Sie befreit schon seit Jahrzehnten, vermutlich seitdem es Automobile im öffentlichen Verkehr gibt, ebensolche aus ihrem sandigen Gefängnis.

Letztes Jahr hat Annegret sich selbst in den Ruhestand geschickt, und seitdem leiht sie mir ihren Trecker, und wir teilen uns die hundert Euro pro Einsatz. Unser Einsatzhandy, dessen Telefonnummer in riesigen Ziffern auf einem Schild am Strand aufgepinselt ist, wechselt wochenweise unter den Trecker-Besitzern im Ort.

»Ich bin gleich bei dir. Sag dem Festsitzenden, dass ich unterwegs bin.« Ich habe nämlich festgestellt, dass das aus psychologischen Gründen wichtig ist und die Wahrscheinlichkeit auf ein sattes Trinkgeld enorm erhöht. Annegret

grunzt und legt auf. Ich verabschiede mich von Marijke, renne nach Hause, schubse Günther zur Seite und laufe rüber zu Annegret. Der Fendt läuft schon. Meine Nachbarin verlässt das Haus nicht mehr ohne Rollator, aber sie schafft es immer noch, in die Führerkabine des Fendt zu klettern, um den Motor anzulassen.

Jetzt lehnt sie lässig neben der Haustür und telefoniert. Ich schmeiße meine Tasche nach oben zum Fahrersitz und steige hinterher. Annegret hat ihr Gespräch beendet, hält den Daumen hoch und schreit: »Hab ihm gesagt, die Flut kommt gleich!«

»Du bist fies!«, brülle ich zurück. Die Flut kommt nämlich frühestens in drei Stunden, und selbst dann erreicht sie den sandigen Parkplatz nur in den seltensten Fällen. Ich lenke den Trecker vom Hof, schlage den Weg durch die Felder Richtung Strand ein und genieße den Fahrtwind auf dem Gesicht. Es ist lange her, dass der alte Trecker eine echte Windschutzscheibe hatte. Der Motor brummt angenehm um mich herum. Ich atme tief ein. Die Luft riecht jetzt im August wunderbar würzig.

Wenige Minuten später fahre ich über die Düne. Ein ansehnlicher Porsche 911 in Tiefschwarz hat in seinen verzweifelten Bemühungen, sich mit Heckantrieb aus dem viel zu lockeren Sand zu befreien, einen lustigen Berg hinter sich aufgetürmt. Der Besitzer des Schmuckstücks winkt mir wild entgegen, als würde auch nur ansatzweise die Gefahr bestehen, ihn zu verfehlen. Der Herr ist so dankbar über mein Auftauchen, dass er sich vermutlich gerne in den Sand geschmissen hätte und nur davon absieht, da der Fendt so laut und bedrohlich röhrt. Ich winke ihm

freundlich von oben zu und entdecke seine Freundin oder Frau, die etwas abseits steht. Sofort mache ich mich daran, mein Abschleppseil am vorderen Haken zu befestigen. »Gang raus! Lenkrad gerade! Handbremse los«, rufe ich, und der Herr erfüllt alle meine Wünsche in Lichtgeschwindigkeit. Dann ziehe ich die Kiste langsam und mit viel Gefühl aus dem Sand. Ich bin echt gut. Viel besser als Manfred, der mit seinem John Deere die Autos hinter ihm fast zum Fliegen bringt und den Besitzern den Angstschweiß auf die Stirn treibt.

Ich ziehe den Porsche bis zum halbwegs befestigten Anfangsstück der kleinen Straße und stelle den Motor ab. Den Porsche lasse ich noch einen Moment am Haken, damit wir uns bezüglich der finanziellen Belange richtig verstehen.

»Danke!«, sagt die Dame inbrünstig.

»Gerne«, antworte ich und zücke den Quittungsblock, der immer unter dem Fahrersitz verwahrt wird. »Ich muss Ihnen leider einen Eil-Aufschlag berechnen«, sage ich bedauernd, und beide nicken eifrig. Die Idee mit dem Aufschlag stammt von Annegret, und sie ist sehr stolz darauf, weshalb sie sich jedes Mal freut, wenn ich ihn berechne.

»Das macht hundertfünfzig Euro«, rechne ich vor und reiche den beiden die Quittung entgegen. Die Frau zahlt, ohne mit der Wimper zu zucken, und legt sogar noch dreißig Euro obendrauf.

»Und wenn ich Ihnen etwas empfehlen darf?« Ich stecke das Geld in meine Hosentasche. »Fahren Sie am besten gleich zu Holger Hansen nach Bullbühl und lassen eine Unterboden- und Motorwäsche machen. So viel Sand und

Salz sind verdammt schlecht für so ein schönes Auto.«
Beide nicken, ich verabschiede mich per Handschlag und
mache mich auf den Weg nach Hause.

Tom? Tom!« Keine Antwort. Ich laufe über den Hof in die Küche. Kein Kind. Ich renne weiter in die Scheune. Kein Kind. Ich laufe zurück und die Treppe hoch. Kein Kind. Das Muttertier in mir ist geneigt, sorgenvoll zu zucken, aber ich trete ihm in den Hintern. Tom ist sieben, und das hier nicht die Bronx. Hier kommt keiner weg.

»Hallo!«, brüllte ich schlussendlich einmal quer über den Hof. Holly bellt, Günther zischt. Sonst keine Reaktion. Ich stoße einen genervten Laut aus und renne in den alten Schuppen, der meinem Vater als Atelier dient. Und den Meerschweinchen als Haus. Und den Gartengeräten als Unterstand. Mein Vater sieht mich an. Er hat jetzt noch mehr grüne Farbe im Gesicht. Und in den Haaren. »Wo ist Tom?«, frage ich ihn.

Mein Vater sieht hoch, lächelt milde, und wedelt mit dem Pinsel in seiner Hand. »Tom?«, fragt er dann, als wäre er gerade aus einem Dornröschenschlaf erwacht.

»Dein Enkelsohn. Dunkle Haare, blaues Star-Wars-T-Shirt.«

»Ich habe ihm ein Brot gemacht. Es war sogar schon fertig, als er ankam.« Er lächelt zufrieden.

»Und wo ist er jetzt?«

»Vermutlich hat er irgendwas Wichtiges zu erledigen? Was man halt so macht in dem Alter. Auf Bäume klettern.

Sich mit Jungs prügeln. Weiß ich nicht. Aber ist es notwendig, dass du hier so reinplatzt? Ich bin mitten in einer Schaffensphase, die meine gesamte Aufmerksamkeit erfordert.«

»Ich hätte auch gerne mal wieder etwas, dem ich meine gesamte Aufmerksamkeit widmen kann. Und Tom ist erst sieben, es wäre schön, wenn irgendjemand wüsste, wo er ist«, fauche ich und lasse ihn stehen. Es ist völlig unnötig, unpassend und unangemessen, aber mir kommen die Tränen. Weil ich total erschöpft bin von der ganzen Rennerei. Und weil dieser Herr Holtenhäuser so gemein war. Und wo wir schon dabei sind, fallen mir zeitgleich noch das Waschbecken und das Türschloss von Dr. Ewald ein, und die Möbellieferung, die in der Scheune herumsteht und darauf wartet, zusammengebaut zu werden. Da höre ich Tom auf der Wiese hinter dem Haus lachen. Kurz darauf gibt meine Tante ein sonderbares Schnauben von sich, woraufhin Tom vor Lachen kreischt. Gut. Jetzt weiß ich, wo er ist. Und gehe zu den Hühnern.

Bei den Hühnern geht es mir immer schlagartig besser. Sie sind ganz offensichtlich die glücklichsten Wesen auf der Welt, und das scheint auf mich abzufärben. Sie sind ständig auf der Suche nach etwas zu fressen, und wenn sie fündig werden, dann freuen sie sich. Klar erkennbar und wirklich hübsch anzusehen.

Manche Menschen haben einen Biohof in Mecklenburg-Vorpommern, zu dem sie fahren, wenn sie Inspiration und Ruhe brauchen. Andere gehen ins Spa oder shoppen. Ich kannte auch mal jemanden, der behauptet hat, er müsse nur zwei Stunden mit seinem Auto ziellos in der Gegend



Kristina Steffan

Ach du Liebesglück

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35860-7

Diana

Erscheinungstermin: Juni 2015

Ein kleiner Bauernhof am Meer – klingt idyllisch und romantisch? Nicht für Lilly, denn sie wohnt dort mit ihrem siebenjährigen Sohn, dem kauzigen Untermieter und einer bissigen Gans. Aber dann zieht Lilly mit ihrem Traktor das Auto eines gut aussehenden Surfers aus dem Sand, und ein geheimnisvoller Hausgast mit sehr blauen Augen quartiert sich unerwartet in ihrer Ferienwohnung ein. Und auf einmal sieht es fast so aus, als könnte es mit der Liebe doch noch klappen ...